

## »Christ« kann sich jeder nennen, der dies will

*In einem Beitrag über das »templerische Abendmahl« hatte Peter Lange im Juni-Heft der »Warte« geschrieben, dass es in der Christenheit leider keine Einigkeit darüber gebe, wer sich einen »Christen« nennen darf, und das sei bedauerlich. Der Beitrag wurde in Heft 4 des »Freien Christentums« übernommen, worauf sich einer der freichristlichen Leser dazu äußerte. Wir denken, dass es auch die »Warte«-Leser interessieren wird, was dieser Meinungsbeitrag enthält:*

Das Bedauern, das Peter Lange zum Ausdruck bringt, teile ich nicht. Im Gegenteil, ich möchte *Mut machen zum Anders-Sein*. Es ist schön und wertvoll, dass es heute eine so große Bandbreite von Christentum gibt. Zum Christentum gehören nicht nur Orthodoxe, Katholiken und Protestanten, sondern auch die Quäker und Templer – und, das ist mir besonders wichtig, all die vielen Unglücklichen und unendlich Tapferen, die gelitten haben und ihr Leben verloren, weil sie anders glaubten als die mächtigen Großkirchen, die so gerne vorschreiben möchten, wer ein rechter Christ ist.

Wir dürfen uns heute nicht mehr diktieren lassen, was christlich ist und was nicht. Es wäre ja noch schöner, wenn auch heute noch die großen Amtskirchen denen, die anders denken als sie, Vorschriften machen könnten, ob man sich nun »Christ« nennen darf oder nicht!

*Christ kann sich jeder nennen, der dies will*, wenn für ihn die Person Jesus oder Jesus Christus und seine Lehre zu einer wichtigen Orientierung des Lebens geworden ist. *Wer immer sich Jesus von Nazareth oder Christus verbunden fühlt, kann sich Christ nennen*. Unabhängig davon, ob er für ihn Bruder und Freund ist oder ob er Meister oder göttlicher

Herr ist. Unabhängig davon, ob er sich den kirchlichen Dogmen verpflichtet fühlt, die ja erst ab 325 n.Chr. offiziell eingeführt wurden, oder nicht.

Zum Christentum gehört die ganze Bandbreite derer, die Jesus von Nazareth oder später Jesus Christus, sein Leben, seine Botschaft, sein Wirken, als *wichtige Orientierungshilfe* verstehen. Das schließt auch ein, dass man sich der unendlich vielen Irrwege und Todsünden des späteren realen Christentums bewusst ist.

Als Islam bezeichnet man die ganze Bandbreite muslimischen Glaubens. Im Judentum gibt es viele Varianten und im Hinduismus und Buddhismus vielfältige Formen. Das darf und soll auch im Christentum so sein. *Und das ist gut so*.

Der Wunsch nach Einheit ist sinnvoll. *Dem Wunsch nach Uniformität aber müssen wir widerstehen*. Der Wunsch nach Gleichheit war der Beginn der Verfolgung Andersdenkender. Er entsprang mehr dem Uniformitätsstreben spätrömischen Kaiserkults als der Botschaft des Jesus von Nazareth. Einheit sollte herrschen im liebenden Tun, in der Achtung des Mitmenschen. Dies ja. Aber nicht in Gleichschaltung des Denkens, Fühlens, des religiösen Glaubens.

Es ist schlimm genug, wenn heute noch die großen Amtskirchen das Andersdenken bestrafen durch Amtsenthebung oder Exkommunikation. Aus Anlässen, die dem freien Geist als nichtig, ja als unchristlich erscheinen. Aber wir müssen bedenken: Amtskirchen sind nun einmal große Organisationen und sie orientieren sich zwangsläufig eher an der Erhaltung ihrer Macht und ihrer festen Strukturen. Das ist in der Religion genauso wie in der Politik.

Deshalb hat es seine innere Logik, wenn man Dissidenten das offene Wort abzuschneiden sucht. Wer in einer großen Organisation arbeitet und sein Brot verdient, hat meist einen Arbeitsvertrag. Wer ihn unterschreibt, darf sich nicht wundern, wenn der Vertragspartner die Einhaltung verlangt. Geschäft ist Ge-

schäft. Man kann seine Freiräume nutzen. Notfalls muss man gehen.

Aber Gott sei Dank werden heute bei uns nicht mehr Bücher und Menschen verbrannt. Doch keine noch so mächtige Amtskirche kann einem »christlichen Dissidenten«, der sich selber als christlich versteht, vorschreiben, dass er sich nicht »christlich« nennen darf. Es sei denn, er will es selber nicht. Allerdings muss er den Mut haben zu sagen: »Ja, ich verstehe mein Christentum anders als ihr!« Und er muss dazu stehen lernen. Gott sei Dank trauen sich immer mehr Christen zu sagen: »Ich bin so frei.«

Zudem glaube ich: christlicher, jesuanischer, gottgefälliger ist allemal der vielfältige, bunte Garten, nicht die Monokultur!

*Dr. Peter Heigl, Wald im Allgäu*

## Gerechtigkeit und Christentum

Gibt es einen Maßstab für Gerechtigkeit? • BRIGITTE HOFFMANN

*Um dieses Thema ging es beim diesjährigen Wochenend-Seminar der TGD auf dem Schönblick (siehe auch den Bericht darüber im »Treffpunkt«-Teil). Ausgelöst wurde es durch die seit etwa einem Jahr anhaltende öffentliche Diskussion, in der jeder dem anderen vorwirft, die Gerechtigkeit zu verletzen, und keiner definiert, was er unter Gerechtigkeit versteht. Wir wollten uns klar – oder ein bisschen klarer – machen, was wir darunter verstehen wollen. Das Folgende ist eine knappe Zusammenfassung des einleitenden Referats des Seminars, der Gesichtspunkte der Diskussion und der Ergebnisse.*

Gerechtigkeit ist, laut philosophischer Definition, »eine Eigenschaft einer gesellschaftlichen Ordnung«. Der Einzelne für sich kann nicht gerecht sein, und in persönlichen Beziehungen – Freundschaft, Familie – ist Gerechtigkeit kein wesentlicher Gesichtspunkt. Die Frage

danach stellt sich dort, wo viele in einer gleichförmigen Beziehung zu einer Institution – Staat, Schule, Betrieb – oder zu anderen Gruppen stehen, und sie stellt sich um so schärfer, je knapper die von den Vielen angestrebten Güter – Besitz, Aufstiegschancen – sind. Wo alles für

alle ausreichend oder im Überfluss vorhanden ist, ist Gerechtigkeit nicht wichtig.

Gleichzeitig ist aber Gerechtigkeit viel mehr. In allen Kulturen, Gesellschaften, Religionen ist sie *einer der höchsten Werte* überhaupt. Eine »gerechte Gesellschaft« ist gleichbedeutend mit einer »guten Gesellschaft«: eine, in der alle glücklich oder zumindest zufrieden sind – eine, die von allen als *gerecht* empfunden wird.

Und da zeigt sich ein Dilemma: zwar ist man sich wohl weltweit einig, dass jede Gesellschaft gerecht sein sollte, aber was jeweils als gerecht empfunden wird, kann sich in verschiedenen Kulturen diametral unterscheiden.

Am deutlichsten zeigt sich das im historischen Rückblick: in archaischen Gesellschaften gehört zum gerechten System die Blutrache: Leben um Leben. Und da ein Getöteter sich nicht mehr Gerechtigkeit verschaffen kann, liegt die Verpflichtung dazu bei der Sippe, und das bedeutet Kollektivhaftung: für jeden aus *unserer* Sippe einer aus der *euren*, ohne Rücksicht auf persönliche Schuld. Das führte zu einer Endloskette, die oft erst mit der Auslöschung ganzer Familien endete.

In feudalen Gesellschaften – bei uns heißt das: im Mittelalter, aber vielerorts bestehen solche Strukturen bis heute – bestand die gerechte Ordnung in einer mehr oder weniger strikten Trennung in Stände oder Kasten nach dem Prinzip: Jedem das Seine. Zwar waren Wohlstand und Ansehen zwischen den Ständen



*Justitia mit Schwert und Waage (Relief im Bamberger Dom, aus dem Jahre 1247; wahrscheinlich älteste Darstellung der Justitia)*

extrem ungleich, aber jeder hatte seine eigenen Rechte und Pflichten: die Bauern sorgten für die Ernährung aller, die Geistlichen für die Vertretung der Gesellschaft vor Gott, und König und Adel waren verantwortlich für den Schutz aller nach außen und vor ausufernder Kriminalität nach innen. Und so lange diese Arbeitsteilung einigermaßen funktionierte, wurde sie von allen als gottgewollte Ordnung akzeptiert. Anders ausgedrückt: die bestehende Ungleichheit wurde als gerecht, als gut, sanktioniert.

Seit der europäischen Aufklärung sah man das anders: es war Aufgabe der Menschen, eine der Vernunft gemäße gerechte Ordnung zu schaffen, und dazu gehörten, da alle Menschen »frei und gleich geboren« waren, *Freiheit und Gleichheit* – das erscheint uns gerechter als die ständische Ordnung. Aber damit brachen die Probleme auf, mit denen wir uns bis heute herumschlagen:

Das eine: *wie viel Freiheit ist gerecht?*

Eine, an sich sehr schöne, Definition von Thomas Jefferson lautet: »alles tun zu dürfen, was einem anderen nicht schadet«. Nur: darüber, was einem anderen nicht schadet, gibt es sehr unterschiedliche Meinungen. Die meisten Amerikaner finden, dass der Besitz von Schusswaffen niemandem schade – aber mehrere tausend Menschen pro Jahr sterben, weil Streitigkeiten statt mit Worten oder Fäusten mit Pistolen oder Gewehren ausgetragen werden.

Das andere: *wie viel Gleichheit ist gerecht?* Gleichheit der Rechte und der Chancen? Oder Gleichheit des Wohlstands?

Und das führt zum dritten und größten Problem: *Freiheit und Gleichheit sind Gegensätze*. Der große Versuch, eine gerechte Gesellschaft im Sinne der Gleichheit zu schaffen, war der Kommunismus. Er nahm die Gleichheit ernst: auch der Wohlstand sollte gleich verteilt sein. Und er ist genau an diesem Widerspruch gescheitert. Gleichheit für alle gibt es nur mit Zwang. Sobald die Menschen Freiheit haben, entwickeln sie sich – wirtschaftlich und geistig – unterschiedlich. So musste, um das System zu erhalten, die Freiheit mehr und mehr eingeschränkt werden. Und – das ist eine Erkenntnis, die erst die Entwicklung der Sowjetunion gebracht hat: eine zwangsgelenkte Wirtschaft kann zwar kurzfristig und einlinig stupende Erfolge bringen, auf lange Sicht schafft sie viel weniger Wohlstand als eine – mehr oder weniger – freie, die Ungleichheit zulässt.

Schon die Beispiele zeigen: es gibt keine allgemein gültige und anerkannte *Definition* der Gerechtigkeit. Gibt uns unsere Religion einen *Maßstab* dazu?

Auf den ersten Blick sieht es so aus. Gerechtigkeit spielt in der Bibel eine große Rolle. Die Verweise auf die Stichwörter »Gerechtigkeit«, »Gerechte«, »gerecht« füllen in der Konkordanz (Stichwortsammlung mit Textstellen-Angabe) vier doppelspaltige, engbedruckte Seiten – diejenigen auf »Glaube«, »glauben« nur drei, diejenigen auf »Liebe«, »lieben« nur eineinhalb. Allerdings ist schon die Verteilung interessant: neun Zehntel entfallen auf das Alte Testament, von den verbleibenden zehn Prozent drei Viertel auf die Apostelbriefe – insgesamt also nur zwei bis drei Prozent auf die Evangelien.

In den Psalmen geht es zum Teil tatsächlich um Gerechtigkeit in unserem Sinne: Gott bestraft die Bösen und belohnt die Gerechten – wenn auch oft erst auf lange Sicht. Meist aber ist die Gerechtigkeit Gottes fast ein Synonym für seine Größe und Herrlichkeit, selbst für seine Güte – sie schließt Vergebung ein, der Beter vertraut ihr.

Gerechtigkeit zwischen Menschen ist nur bei einigen Propheten – Amos, Hosea, Jesaja – ein Thema: »Schafft den Witwen Recht!«, »Bedrückt die Armen nicht ungerecht!«. Das bedeutet, dass im Alten Testament mit Gerechtigkeit fast immer etwas anderes gemeint ist als das, was wir darunter verstehen.

In den Apostel-, vor allem den Paulusbriefen geht es um die Gerechtigkeit des

Menschen vor Gott, und das ist fast das Gegenteil unseres Gerechtigkeitsbegriffs – es geht um das Angenommensein von Gott, aus Gnade, durch den Glauben, unverdientermaßen.

In den Evangelien kommt das Wort selten vor und ist dann fast immer negativ besetzt: »Es wird Freude sein unter den Engeln des Himmels über einen Sünder, der Buße tut, mehr denn über 99 Gerechte.« Jesus wollte eben nicht die aufrechnende Gerechtigkeit, er wollte Liebe und Vergebung, unter den Menschen und vor Gott. Das brauche ich nicht auszuführen, dafür stehen viele der bekanntesten Worte und Gleichnisse Jesu. Haben wir also hier unseren Maßstab für eine gute Gesellschaft – nicht die Gerechtigkeit, sondern die Liebe?

Nur bedingt. Die Lehre von Nächstenliebe und Vergebung richtet sich an den Einzelnen und betrifft seine persönliche Beziehung zu einem anderen Einzelnen. »Wenn dich einer auf die rechte Backe schlägt, dem halte auch die linke hin.« Gegenüber einem anderen Einzelnen kann das bewirken, dass dieser von der unerwarteten Reaktion betroffen ist und aufhört zu schlagen. Gegenüber einer plündernden Horde bewirkt eine solche Haltung nichts.

Eine religiöse Gemeinde umfasst diejenigen, die zu ihr gehören wollen, die sich freiwillig ihren Regeln unterwerfen, und der, der sich trotzdem nicht daran hält, kann ausgeschlossen werden. Ein Staat muss auch mit Dieben und Mördern zurechtkommen. Deshalb braucht er – zum Schutz aller – Regeln und Stra-

fen für die, die die Regeln missachten. Wenn Straftaten nicht verfolgt werden, werden sie immer öfter begangen. Das Liebesgebot ist eine *Leitlinie*, an dem wir unser persönliches Verhalten ausrichten. Ein Regelwerk für eine gerechte Gesellschaft ist es *nicht*.

Aber es kann ein Ansporn sein, in dem Rahmen von Gesetz und Strafe, der bleiben muss, sich auch an anderen Gesichtspunkten auszurichten. Das kann nur von Fall zu Fall geschehen, und deshalb lässt es sich nur am Beispiel beschreiben. Ein solches Beispiel ist für mich die Art, wie Südafrika mit der dunkelsten Seite der Apartheids-Politik – staatlich sanktionierte Folter, staatlich befohlener und gedeckter Mord – umging. Nach dem Ende des Apartheid-Regimes wurden – mit Schwarzen und Weißen besetzte – Wahrheitskommissionen eingesetzt, die die begangenen Verbrechen, einschließlich Mord und Folter, öffentlich untersuchten. Die Täter wurden begnadigt, wenn sie gestanden und zur Aufklärung beitrugen (wenn nicht, gab es ein normales Gerichtsverfahren). Ziel war nicht Vergeltung, sondern Wahrheitsfindung, auch als Genugtuung für die Opfer; und, politisch, die Vermeidung einer aufgeheizten Konfrontation zwischen Weißen und Schwarzen. Das scheint von beiden Seiten akzeptiert worden zu sein.

Für mich bedeutet das *Vergebung*. Denn das Entscheidende an der Vergebung ist nicht das »Ich verzeihe dir«, sondern dass man dem Schuldigen die Chance gibt, noch einmal neu zu begin-

nen. Zugleich wird etwas Schweres von ihm gefordert: dass er sich öffentlich zu seiner Tat bekennt, auch zu seinen Motiven. Das bedeutet nicht notwendig Umkehr, aber es kann ein erster Schritt dazu sein.

Gleichzeitig ist es *ungerecht*. Denn zur selben Zeit wird auch in Südafrika jeder neu begangene Mord (wenn er aufgeklärt wird) streng nach dem Gesetz bestraft. Aber es war wahrscheinlich der einzige Weg, um zu verhindern, dass aus dem Ende der Apartheid ein Bürgerkrieg zwischen Schwarz und Weiß wurde.

Das war bzw. ist eine Ausnahmesituation, die sich nicht auf andere Verhältnisse übertragen lässt; und vielleicht wäre das Verfahren ohne Nelson Man-

dela gar nicht möglich gewesen. Aber das Prinzip, das ihm zugrunde liegt, lässt sich übertragen: »gerecht« ist, was einem friedlichen, von gutem Willen getragenen Zusammenleben der Menschen dient. Das ist vielleicht die Übersetzung des emotionalen persönlichen Begriffs »Liebe« in gesellschaftliches Handeln.

Ein bisschen ist es mit der Gerechtigkeit – dem Synonym für das *Gute*, für den *guten* Staat und die *gute* Gesellschaft – wie mit dem Reich Gottes: wir können sie nicht definieren und wir können keine Regeln dafür aufstellen. Aber wir können versuchen, in immer neuen Situationen, mit immer neuen Mitteln ihr ein bisschen näher zu kommen.

## Gebete der Abrahamsreligionen

### Gemeinsam vor Gott – Eine Buchbesprechung

Jüngst ist im Gütersloher Verlagshaus das *erste interreligiöse Gebetbuch* in deutscher Sprache erschienen, herausgegeben von dem Christen Martin Bauschke, dem Juden Walter Homolka und der Muslimin Rabeya Müller. Die drei Herausgeber engagieren sich seit Jahren im so genannten »Triolog«, das heißt dem trilateralen Dialog zwischen Christentum, Judentum und Islam, den drei großen monotheistischen, sich auf Abraham berufenden Weltreligionen. Sowohl in der Bibel als auch im Koran wird Abraham übereinstimmend der Ehrentitel »Freund Gottes« zugeschrieben (Jesaja 41,8; Jakobus 2,23; Sure 4, 125). Das Buch steht in der geistigen Traditi-

on der Weltkonferenz der Religionen für den Frieden (WCRP), welche sich seit Gründung im Jahre 1970 in Kyoto nicht nur dem interreligiösen Dialog, sondern gerade auch der Förderung von gemeinsamen Gebetsfeiern verpflichtet hat.

Bei der Zusammenstellung des Buches wurde bewusst auf solche Gebete verzichtet, die primär auf exklusive liturgische Anlässe der einzelnen Religionen bezogen sind, zum Beispiel Gebete zur Feier des Schabbat, des Abendmahls, des Geburtstags Muhammads, oder die dogmatisch einseitig belegt sind wie trinitarische Gebete (an Gott, den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist). Vielmehr will die Gebetesammlung ein spi-

rituelles Buch sein, das unmittelbar zum gemeinsamen Beten einlädt und durch Stärkung des Bewusstseins für die Vielzahl an Gemeinsamkeiten der abrahamitischen Religionen einen Gegenpol zu den medialen Feindbildern schafft. Auf den Punkt gebracht wird dies in der Einleitung: »Dieses Gebetbuch lädt Juden, Christen und Muslime dazu ein, gemeinsame Erfahrungen mit ihrem gemeinsamen Gott zu machen«.

Zugleich widersteht das Buch erfolgreich der Gefahr des naiven Einheitsbreis. Es differenziert zwischen Gebeten, die sich durch Art und Herkunft eher zum

»Nebeneinander-Beten«, und solchen, die sich eher zum »Miteinander-Beten« eignen, mit Hilfe von Symbolen (Meno-rah, Kreuz und arabische Kalligraphie).

Auf Grund ihres unitarischen Charakters mag sich die Tempelgesellschaft grundsätzlich leichter tun, auf die abrahamitischen Schwesterreligionen zuzugehen. Zudem sind wir, wie ich meine, in Anbetracht des gelebten Alltags unserer Ahnen im Heiligen Land als Minderheit inmitten von Juden und Muslimen gewissermaßen prädestiniert für den abrahamitischen Dialog.

*Jan Sandel*

## Abrahams Herberge

### Vision einer Begegnungsstätte für Juden, Christen und Muslime

Rund 700 Gäste aus Palästina, Israel, Deutschland und aller Welt waren gekommen, um am 30. Oktober 2003 ein einmaliges Projekt zu feiern und es mit einem Gottesdienst in Dienst zu nehmen: *Abrahams Herberge* – eine Begegnungsstätte und ein Gästehaus mit Jugendherberge gleich neben der evangelischen Kirche und dem Jungeninternat im Herzen Beit Jalas bei Bethlehem.

Abrahams Herberge will und soll mehr bieten als eine angenehme Unterbringung in unmittelbarer Nähe der biblischen Stätten. Die Räumlichkeiten sollen vor allem der Begegnung der drei monotheistischen Religionen dienen, die sich auf den Stammvater Abraham zurückführen: Judentum, Christentum und Islam. So nahm es auch nicht wunder, dass Dr. Munib Younan, Bischof der

Evangelisch-Lutherischen Kirche in Jordanien und Palästina, sein Grußwort mit einem islamischen Gebet schloss oder dass der israelische Friedensaktivist und jüdische Menschenrechtspreisträger Ruven Moskovitz besonders die anwesenden Mitglieder der israelischen »Rabbiner für Menschenrechte« mit den Worten begrüßte: »Solange es euch gibt, sind unsere beiden Völker nicht verloren.«

Die Sehnsucht nach Frieden, nach Versöhnung und Verständigung war denn auch der Tenor, der sich wie ein verbindender Faden durch den gesamten Einweihungsgottesdienst hindurchzog.

Die Festpredigt hielt der reformierte Pfarrer Hermann Keller, der sich persönlich und weit über seine Gemeinde hinaus für die Verwirklichung von Abrahams Herberge eingesetzt hat. »Versöhnung«,

so führte er aus, »wird möglich zwischen Juden, Christen und Moslems, wo eine neue Abrahamsgeschichte beginnt, so wie in diesem Haus.« Er bezog sich dabei auf die biblische Erzählung des Besuches der drei Gottesboten bei Abraham im »Hain Mamre«, in er es wörtlich heißt: »Sollte dem Herrn etwas unmöglich sein?« Die Abrahamsgeschichte in Mamre könne nicht nur als Parabel auf die drei Religionen, die sich auf Abraham als den Vater aller Propheten gründen, bezogen werden, sondern sei gleichermaßen auch auf die Gastfreundschaft der Abrahams Herberge übertragbar, die das Gespräch miteinander ermöglichen und fördern soll: »Alle«, so schloss Hermann Keller seine Festpredigt, »die in diesen Mauern arbeiten und leben, sollen sich fühlen wie in Abrahams Schoß.«

Einig waren sich alle anwesenden Gäste (zu den Festrednern gehörten auch die Hamburger Bischöfin Maria Jepsen, der ehemalige Propst an der Erlöserkirche in Jerusalem Helmut Glatte sowie der

Gründer und Leiter der Herberge Pfarrer Jadallah Shihadeh), dass Abrahams Herberge in Zukunft eine wichtige Rolle im Dialog der Religionen und Völker spielen kann und bei keiner Israel/Palästina-Reise auf das inhaltliche Angebot und die Gastlichkeit dieser Herberge verzichtet werden sollte.

*Aus einem Bericht von Rüdiger Scholz und Matthias Blümel, Jerusalem, in Heft 3/2003 von »Im Lande der Bibel«*

*Das Gästehaus von »Abrahams Herberge« kann als Übernachtungs- und Aufenthaltsmöglichkeit von Einzelnen oder Gruppen genutzt werden. Es bietet bis zu 56 Personen in Einzel- und Doppelzimmern Platz. Informationen können eingeholt werden bei P. Burghold, Tremsbütteler Weg 59f, 22941 Bargtheide, E-mail: burghold-presse@t-online.de. Ein Freundeskreis Beit Jala, der auch Spenden für den Betrieb der Herberge sammelt, befindet sich in der Evang. Gemeinde Lustnau.*

## BERGE DER BIBEL

### Der Berg Zion

*In einer neuen Reihe wollen wir unseren Lesern Berge der Bibel vor Augen führen, von denen sie schon viel gehört haben, deren Bedeutung in der Geschichte sie aber oft ungenügend kennen. Wir beginnen mit dem »Zion«, der im moderneren Sprachgebrauch im Zusammenhang mit »Zionismus« fast jedermann bekannt ist.*

Als König David von Hebron aus, wo er zum König gewählt worden war, nicht nach Sichem ziehen wollte, wohin er berufen war, zog er zu den Jebusitern, die an einem Abhang des Kidrontales wohnten.

Nach dort zog er mit seinem Hofstaat. Nach unseren heutigen Maßstäben und Anforderungen an eine Hauptstadt sagen wir: von der Infrastruktur und von der geographischen Lage her ein völlig ungeeigneter Ort!



Auf den höchsten Punkt nördlich der Jebusiter und zugleich dem höchsten Punkt des jüdischen Berglandes baute König Salomo von 970 (960) bis etwa 930 (920) den ersten Tempel, den David schon geplant und das Baumaterial dafür ausgesucht hatte. Dieser Tempel und der Tempelberg wurden zum größten jüdischen Heiligtum.

Der Tempel auf diesem Berg Zion hatte mit allen anderen Tempeln im Nahen Osten eines gemeinsam: er war kein Bethaus und kein Versammlungsraum für die Gemeinde, sondern ein Haus »für den Namen des Herrn« (1 Kö 3). Der Tempel war Wohnort Gottes und Ort, an dem die Priester heilige Handlungen vollzogen. So wie der Tempel durch den Namen Gottes geheiligt wurde, wurde der Berg durch den jeweiligen Tempel geheiligt.

Im Tempel wurde die Bundeslade aufbewahrt, die Bundeslade, die das sichtbare Zeichen der Verbindung zwischen Gott und seinem auserwählten Volk war.

587 wurde Jerusalem belagert und 586 v. Chr. erobert und der Tempel zerstört. Die herausgehobene Stellung des Berges blieb bestehen und drückt sich bis in unsere Zeit durch die Sehnsucht frommer Juden aus, nach dort zu pilgern oder dorthin zurückzukehren. 517/516 v. Chr. wurde der Zweite Tempel eingeweiht. Dieser wiederum wurde 70 n. Chr. zerstört. Die Schar, die sich um den Zimmermannssohn Jesus von Nazareth gesammelt hatte, übernahm die Tradition auf dem Berg Zion. Durch diesen Berg als heiligen Berg wurde ganz Jerusalem als »heilige Stadt« angesehen.

Als der Tempel zerstört war und die Bewohner Jerusalems in alle Welt vertrieben wurden, bauten die Juden (so genannt ab 70 n. Chr.) an den neuen Wohnorten Synagogen, die Schule und Versammlungsraum der neu angesiedelten Gruppe zugleich war, wenn es irgend ging, auf die höchste Erhebung des Ortes.

Der Name »Zion« kommt im Alten Testament 152mal vor, im Neuen Testament nur fünfmal. Die Sinaitradition wird am Zionsberg fortgeführt. Der Sinai und der Zion sind einander zugewiesen, indem sie geistig einander gegenüber gestellt werden wie Freiheit und Gesetz (Hebr 12, 18.24). Auf dem Berg Zion befindet sich ein Felsen, auf dem der Tradition nach Abrahams Vertrauen auf den Prüfstand gestellt wurde (»Opferung des Sohnes«). Für die Menschen muslimischen Glaubens ist von diesem Felsen aus Mohammed mit seinem Schimmel direkt in den Himmel geritten. Über diesem Felsen wurde der weltberühmte Felsendom erbaut.

Obwohl der Name Zion im Neuen Testament so wenig vorkommt, hat dieser Berg einen hohen Symbolgehalt durch das ganze Mittelalter und 19. u. 20. Jahrhundert hindurch. Der Zion wird in unzähligen geistlichen Liedern besungen.

Für den Aufstieg nach Jerusalem gilt, was auch für den Aufstieg auf andere Gipfel mit Tempeln oder anderen Heiligtümern gesagt werden kann: der jeweilige Aufstieg auf den Gipfel ist der Beginn des Weges, der die Begegnung mit Gott vorbereitet, wie es schon der Pro-

phet Jesaja geschrieben hat (2,3): »Viele Völker werden hingehen und sagen: Kommt, lasst uns auf den Berg des Herrn gehen, zum Hause des Gottes Jakobs, dass er uns lehre seine Wege und wir wandeln auf seinen Steigen! Denn von

Zion wird Weisung ausgehen und des Herrn Wort von Jerusalem.«

*Hans Friedrich Müller, Büdingen, in: »Gemeindebrief der Erlöserkirche zu Jerusalem«, Juli/Aug. 2002*

DIE BIBEL IN DER ALLTAGSSPRACHE

## Jemandem die Leviten lesen

Wer erinnert sich nicht an seine Kindheit und an den Tadel der Mutter, die bei unbotmäßigem Verhalten des Kindes in Aussicht stellte, ihm »die Leviten zu lesen«?!

Die Wendung stammt aus dem Mönchswesen. Bereits im 8. Jhdt. n.Chr. gehörten bestimmte Andachts- und Bußübungen zum Ordensleben der Benediktiner. Dabei wurde meist ein Text aus der Bibel verlesen, sehr häufig aus dem dritten Buch Moses, das auch »Levitikus« genannt wird, weil es vorwiegend Verhaltensmaßregeln für Priester (Leviten) enthält. Auf die Lesungen folgten oft noch Mahn- und Strafpredigten zur Besserung der lasterhaften Geistlichkeit, sodass das Lesen des »Levitikus« in der sprachlichen Überlieferung sich leicht als Umschreibung für Tadel und Ermahnung etablieren konnte.

*Aus: Duden 11, Redewendungen, Mannheim 2002*

AUS UNSEREM ARCHIV

## Neu eingegangene Schriften

Boronia Farewell 2004

Am 28. Februar dieses Jahres nahmen die Templer in Australien Abschied von ihrem ersten Gemeindehaus in Boronia. Durch den vor einigen Jahren erfolgten Zusammenschluss der Tempelgemeinden von Bayswater und Boronia und dem inzwischen in Bayswater errichteten neuen Gemeindebauwerk (Community Chapel) war keine Verwendung

mehr vorhanden für das kleine »Kirchle« von Boronia. Die notwendig gewordenen Sanierungsmaßnahmen hätten größere Geldmittel verschlungen. So entschieden die Mitglieder – wenn auch nur knapp – mehrheitlich, das Gemeindehaus zu veräußern, was inzwischen geschehen ist. Ein Eintrag im Denkmalschutz-Register sieht vor, dass das Ge-

bäude nicht abgerissen oder in seiner Gestalt verändert werden darf.

Bei der erwähnten Abschiedsfeier, an der auch ich teilnehmen konnte (in der April-»Warte« nachzulesen), wurden viele Rückblicke auf den Bau und das frühere Gemeindeleben dort getan. Diese Ansprachen, Erzählungen und Histörchen sind von unserem Templerfreund Alfred Klink jetzt in eine reich bebilderte, hübsch aufgemachte Schrift »Boro-

nia Farewell« aufgenommen worden (deutsch und englisch) und werden sicher auch die Mitglieder in Deutschland interessieren. Damit wurde der damaligen Gemeinde von Boronia ein bleibendes Denkmal gesetzt. Einen Teil der Bilder haben wir beim diesjährigen Dankfest der TGD an die Leinwand geworfen. Friedrich Sawatzky, unser Gast aus Boronia, hat sie im Einzelnen erläutert.

*Peter Lange*

### Moritz Hall – der alte Mann in Jaffa

Dieser Moritz Hall ist eine schillernde Persönlichkeit und hat viel mit unserer Palästina-Geschichte zu tun. Deshalb freuen wir uns, dass das Gottlieb-Schumacher-Institut der Universität Haifa einen Aufsatz des Literaturprofessors Avraham Holtz und seiner Ehefrau Toby Berger Holtz aus New York in ansprechender und historisch gut fundierter Form herausgegeben hat (deutsch, englisch, hebräisch in einem Band).

Bekannt wurde Hall den Templern als Schwiegervater des Baron Plato von Ustinov, der in der Deutschen Kolonie in Jaffa einen parkartigen Garten und ein daran angrenzendes Haus erbaut hatte. Hall stammte aus Krakau, war ein in jungen Jahren zum Christentum übergetretener Jude, der mit Missionaren in Äthiopien lebte und dort eine Eingeborene heiratete. Später führte ihn sein Weg nach Palästina, wo er in der Deutschen Kolonie wohnte und zeitweise auch versuchte, in Artouf für einwandernde Juden eine christliche Siedlung aufzubauen, was jedoch misslang.

Interessant ist die Beschreibung der Lebenswege von Halls dreizehn (!) Kindern. Zwei der älteren Söhne machten aus dem Haus des Barons ein Hotel (»Hotel du Parc«). Dieses Hotel wurde in vielen damaligen Reiseführern beschrieben und beherbergte unter anderen 1898 Kaiser Wilhelm II mit seiner Frau Auguste Victoria auf deren Palästina-reise. Der Sohn Daniel machte durch Aufbauhilfe für Äthiopien von sich reden. Joseph Hall war in Deutschland erzogen worden, war Leiter einer chemischen Fabrik in Stuttgart und später ein hochgeschätzter Beamter in der städtischen Verwaltung unserer Landeshauptstadt. Und eine der Töchter, Vera Hall, heiratete den Missionar und Arzt Alfred Schumacher, den ältesten Sohn Gottlieb Schumachers aus Haifa. Vera Schumacher war das letzte überlebende Kind des Moritz Hall, mein Vater hatte sie in ihrem Altenheim am Killesberg noch öfters besucht, ehe sie 1983 starb.

*Peter Lange*

## Die Immanuelkirche in Jaffa

Der Gemeindebrief der deutschsprachigen Evangelischen Gemeinde an der Erlöserkirche in Jerusalem widmet sein September-Heft schwerpunktmäßig der »kleinen deutschen Kirche« von Jaffa, die 1904 für die aus der Tempelgesellschaft hervor gegangene evangelische Gemeinde Jaffa erbaut worden war. Sie steht bis heute auf dem Areal der damaligen Tempelkolonie von Jaffa. Der Missionar Metzler hatte sein Grundstück dafür zur Verfügung gestellt. Am Bau wurden auch Templer beteiligt: als Baumeister wurde Johannes Wennagel (1846-1927) aus Sarona angestellt, Architekt Benjamin Sandel (1877-1941) übernahm die Oberaufsicht.

Das Themenheft aus Jerusalem enthält viele interessante Beiträge, so allein drei vom »Jaffa-Kenner« Dr. Jakob Eisler verfasste. Auch die Templer erhielten Gelegenheit, das Jaffa-Thema zu bearbeiten. Unsere Archivleiterin Brigitte Kneher schrieb einen ausführlichen und sehr fundierten Bericht über die deut-

sche Schule in Jaffa, die anfänglich von Templern und Kirchlern getrennt, später (1914) dann aber gemeinsam geführt wurde und wertvolle Bildungsaufgaben erfüllte. Andere Beiträge befassten sich mit dem »Beitrag der Templer zur Erforschung Palästinas« (Prof. Haim Goren), mit »Erinnerungen an Jaffa« (Dr. Christoph Rhein) und einem Gemeindeausflug der Jerusalemer evangelischen Gemeinde in diesem Jahr zur Immanuelkirchengemeinde in Jaffa, die sich heute als eine »offene Kirche« versteht, die »allen eine religiöse Heimat sein will, die sich dafür interessieren«. Träger ist die Norwegische Israelmission.

Zwischen die Beiträge eingestreut hat der verantwortliche Redakteur Björn Corzilius Ausschnitte aus den verschiedenen Kapiteln unseres Erzählbuchs »Damals in Palsästina«, die von Jaffanern verfasst worden sind. Alles in allem: eine wirklich gut zusammengestellte Publikation, die auch unserer geschichtlichen Forschung dienlich sein kann.

---

*»Wir sind in den letzten Jahren immer mal wieder niedergedrückt, weil unser Zusammenhalt nicht so ist, wie er eigentlich sein sollte. Es herrscht vielleicht auch die Ansicht, dass wir als Gemeinde unter den heutigen Lebensverhältnissen auf verlorenem Posten stehen. Ich möchte Mut machen, es mit diesem Zusammenhalt neu zu versuchen. Die Gemeinde im Geist des Jesus von Nazareth hat nicht ausgedient. Sie ist ein erstrebenswertes Ziel. Sie kann unser Leben erfüllen, wie es wenige andere Dinge tun können. Für sie sind unsere Vorväter von Anfang an eingetreten und haben für sie gekämpft. Am Tempel bauen heißt, Gemeinschaft bilden helfen. Ich möchte an alle appellieren, sich an dieser Aufbauarbeit mit allen ihren Kräften zu beteiligen. Ich bin überzeugt davon, dass wir es schaffen können.«*  
*(Aus einem Bericht des Tempelvorstehers in der TGD am 2. Oktober 2004)*

---